

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

93 (21.4.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 16

auf eine halbe Stunde aus. Doch endlich hatte auch das Warten ein Ende und fort ging's ins Wunderland der Gletscher.

Ein ziemlich dichter Nebel lagerte über der Landschaft am Ober- rhein, so daß von diesen gelegenen Gebirgen bis Basel wenig zu sehen war. In Basel angekommen, hieß es, nach der gehaltenen Verpöpfung, die Schritte beschleunigen, um im Zentralbahnhof rechtzeitig den Zug nach Luzern zu erreichen. Aber unsere Eile war unnötig gewesen. Eine große Menschenmenge, welche Platz haben wollte, belagerte die Bahnsteige. War das ein Kennen und Jagen an den Jüngen hin und her. Als endlich auch die letzten Platz gefunden, war ebenfalls wieder eine halbe Stunde Verpöpfung erreicht.

Der Nebel hatte sich verzogen und Sonnenschein lachte über Wald und Fluß, als wir Basel verließen, so daß es uns vergönnt war, einigermaßen einen Eindruck von der Landschaft zu bekommen. Bald nach der Ausfahrt aus Basel nähert sich die Bahn den schön bewaldeten Kluppen des Jura mit seinen Felsen, die malerisch aus dem Grün aufragen, am Fuße fruchtbare Obstdörfer und Wiesen. Von Sissach an wird die Gegend teilweise sogar romantisch, steil zieht die Bahn durch mehrere Tunnels bergan, um bei Lützelstein ihren Höhepunkt zu erreichen. Nach der Durchfahrt des 2700 Meter langen Hauensfeintunnels, wo beim Bau am 28. Mai 1857 durch Einwirkung eines Schachtes 68 Arbeiter ihr Leben verloren, bekommt man zum erstenmal die Alpen zu sehen. Prachtig bietet sich von der Aarebrücke aus Oten dar.

Anfolge Ueberlastung wurde in Basel der Zug geteilt, um bis Oten getrennt zu fahren. Da nun der erste Teil nach Bern weiterfuhr, gab es hier wieder längeren Aufenthalt durch Platzmangel. Die Gegend von Oten bis Luzern ist landschaftlich weniger interessant. Bei der Ausfahrt aus dem Tunnel bei Aarburg erblickt man über sich die 1680 erbaute Festung Aarburg; dieselbe wurde in eine moderne Festung umgewandelt, denn jetzt befinden sich darin eine Kasernenstadt und eine Fabrik. Bei der Weiterfahrt erblickt man überall schmude Bauernhäuser. Neben dem Ackerbau wird bei Muriwil auch noch ausgedehnte Torfkultur betrieben. Nach der Station Sursee fährt die Bahn an dem 8 Kilometer langen und 2/3 Kilometer breiten Sempacher See vorüber. Am östlichen Ufer liegt Sempach, woselbst bekanntlich 1386 zwischen den Eidgenossen und der Oesterreicher eine Schlacht stattfand, in welcher der tapfere Arnold von Winkelried und der auf der Schwaben- torbrücke in Freiburg vereinigten Patrioten Martin Maltzer den Schweben- torbarben.

Schon seit einiger Zeit sind Pilatus, Stanserhorn, Rigi usw. in Sicht, doch erwecken sie, ebensowenig wie das Schlachtfeld von 1847 bei Emmenbrücke, nicht mehr das Interesse bei den Reisenden, denn alle sind schon gespannt auf Luzern, wo wir mit ziemlicher Verpöpfung gegen 7/10 Uhr einfahren.

Luzern und Vierwaldstättersee! Wessen Herz schlägt nicht höher, wenn er an die herrliche Lage der Stadt und die romantische Umgebung des Sees denkt. Der Proletarier freilich, welcher tagtäglich in seiner meist rüßigen und finsternen Werkstatt schaffen und wirken muß, hat auch hiervon nicht allzuviel — höchstens teure Lebensmittel- und Wohnungs- preise. Die kurz bemessene Zeit erlaubt es uns leider nicht, all die Sehenswürdigkeiten Luzerns in Augenschein zu nehmen. Nach einer kurzen Stärkung in der Eintracht wurde dem Gletschergarten ein Besuch abgeleistet. Den Gletschergarten zu besichtigen, sollte niemand unterlassen, der nach Luzern kommt und solche, welche noch weiter in die Alpenwelt eindringen wollen, erst recht nicht. Ist er doch sozulagen eine Vorstufe zur Einführung in die Gletschwelt. Auf einem kleinen Raume sind hier die Ummäzungen der Erdoberfläche während eines Zeitraumes von Myriaden von Jahren zusammengebrängt.

In den Felsenmassen, welche den Boden bilden, finden sich tiefe Erörter, die durch die Gletscher herabgebracht worden sind, indem das aus ihnen strömende Wasser einen Stein unauflöslich umherwirbelte und den Felsen im Verlauf unberechenbarer Zeiträume zu solcher Tiefe aus- höhle. Unmittelbar daneben finden sich andere Steinblöcke, in denen man den deutlichen Abdruck von Palmenblättern sieht. Mit nicht weniger Interesse wurde auch das nebenan befindliche Löwendental (zum Gedächtnis der am 10. August 1792 bei der Verteidigung der Tullieren gefallenen Schweizergardisten) betrachtet. Für Abwechslung bei den ersten Betrachtungen sorgte das Orient-Labyrinth und das Kaleidostop mit seiner tausendfachen Verwickelung. (Fortsetzung folgt.)

Die Naturheillehre,

wissenschaftliche Begründung eines praktischen Naturheilverfahrens.

Ueber dieses Thema hielt am Mittwoch, den 28. März d. J., in großen Saale der Eintracht in Karlsruhe Herr Dr. Kleinschrod vom Sanatorium (Naturheilanstalt) Speygart bei Ueberlingen einen öffentlichen Vortrag, der für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Er führte etwa folgendes aus:

Der Gedanke der Naturheillehre sei vom Volke ausgegangen, das ihn sozulagen intuitiv erfaßt habe. Man habe sich gefragt, wenn die Natur heilt, so muß die Naturheilmethode logisch die einzig richtige sein. Mehr als 2 Millionen Anhänger betenden sich in Deutschland zu dieser Ansicht. Sie bilde auch die Grundlage der deutschen Naturheillehre. Die Naturheillehre ist eine Lehre von der Naturheilung. Letztere sei an- von der Schule der heutigen Medizin, wenn auch in der Hauptsache er- theoretisch, anerkannt. Die Krankheit ist eine Störung der materiellen Bestandteile des Lebens, sowie seiner Funktionen. Bei diesem Begrif-

darf man aber nicht stehen bleiben. Der Mechanismus einer Maschine kann auch gestört werden, heilen aber kann er sich nicht selbst, er muß repariert werden. Beim lebenden Organismus ist es anders, dieser heilt sich selbst, seine Selbsterhaltung erfolgt aus inneren Gesetzen. Die ganze Naturheilung dreht sich um Entfernung der Krankheitsursachen und der Störungen. Gelingt es dem Leben, diese zu entfernen, so ist die Heilung eine vollständige — und die Krankheit verschwindet ganz, in dieses nicht möglich, so sind die Bedingungen einer Heilung nicht vollständig gegeben, dann heilt die Krankheit nicht ganz und in diesem Falle paßt sich das Leben in seinen übrigen Funktionen diesem Zustande an, um auf diese Weise mit der Schädlichkeit noch weiter fortleben zu können, d. h. die Krankheit wird chronisch.

Die Heilung bezw. die Anpassung an die Schädlichkeit ist also das Entwicklungsgezet der Krankheit, das will sagen, der Krankheitsvorgang ist der Heilungs- oder Anpassungsvorgang selbst und so viel Heilung sich aus der Krankheit entwickelt, genau so viel verschwindet davon. So wie das Leben die Bedingungen seiner eigenen Entwicklung trägt, so auch die Krankheit die ihrer eigenen Heilung und wie die Entwicklung des Samen- forns die Auswirkung des Pflanzens ist, so ist die Entwicklung der Krankheit zugleich die Auswirkung der Heilung oder der Anpassung. Wie aber ein Samenfor sich zu einem Pflanzchen nur dann entwickelt, wenn die zum richtigen Wachstum erforderlichen Bedingungen alle vorhanden sind, so kann sich aus der Krankheit die Heilung nur dann entwickeln, wenn alle Bedingungen zur Heilung erfüllt werden. Als oberster Heil- grundatz gilt also: die Bedingungen der Naturheilung herstellen und die Krankheitsvorgänge durch diese Bedingungen im Sinne der Heilung so zu beeinflussen, daß sich aus der Krankheit die Heilung entwickelt. Kann man dies, so erfolgt die Heilung mit absoluter Notwendigkeit, kann man es nicht, dann ist die Krankheit eine unheilbar.

Der Heilungsprozess tritt aber nur dann ein, wenn alle Bedingungen der Heilung erfüllt sind; diese Bedingungen sind oft sehr viele, nie jedoch können die Bedingungen in einem Heilgese liegen. Die Krankheit ist also eine Störung des Lebens, welche in sich die Bedingungen der Heilung resp. der Anpassung trägt, das Problem der Krankheit aber liegt in dem Verhältnis, in welchem Krankheit zur Heilung steht. Mit dieser Definition ist nach Ansicht Dr. Kleinschrods die Krankheit und nach seiner Ueber- zeugung das Wesen der Krankheit für immer erkannt. Die Naturheillehre faßt somit die Krankheit als Problem im Sinne der Heilung auf und legt den Angriffspunkt in der Behandlung der Krankheit in die Ver- wertung der Naturheilungsvorgänge zum Zwecke der Entwicklung der Krankheit im Sinne der Heilung.

Damit tritt die Naturheillehre in einen gewissen Gegensatz zur herrschenden Lehre der heutigen Schule; diese faßt die Krankheit als eine „mechanische“ Größe auf, sieht in ihr nicht wie die reine Schädlichkeit, die sie mit allen Mitteln zu beseitigen sucht und welche sie auch unter- drückt darf, obgleich — wie Dr. Kleinschrod ausführt — auch hierin in letzter Zeit ein Umschwung einzutreten scheint, welcher die Wichtigkeit der Naturheillehre nur bestätigt. Diese verschiedenartige Auffassung führt auch zu einer verschiedenen Behandlung. Nach der Naturheillehre kann eine richtige Heilung nur aus einem naturgemäßen Verlauf der Krankheit hervorgehen, mithin setzt die Heilung eine „naturgemäße Behandlung“ voraus und diese besteht im Prinzip wieder darin, daß man die Sympto- men — die als Erscheinungen der Naturheilungsvorgänge aufzufassen sind — nicht unterdrückt, sondern eben durch die Herstellung der Heilungs- bedingungen so zu beeinflussen bezw. zu beherrschen sucht, daß sich aus ihnen die Heilung entwickelt. Dieses ist aber gerade durch die physikalisch- diätetischen Heilmittel möglich, nicht aber durch Medikamente, weil die Wirkung der Medikamente auf die Symptome in 99 Proz. aller Fälle so ist, daß eben gerade dadurch die Symptome unterdrückt werden, damit unterdrückt man aber die Heilung und greift in den gleichmäßigen Verlauf der Krankheit ein. Das Prinzip, die Schädlichkeiten fernzuhalten und die Bedingungen der Naturheilung durch physikalisch-diätetische Maß- nahmen, durch Beherrschung der Naturheilungsvorgänge herzustellen, ist nach der Naturheillehre der oberste Grundatz der Krankheitsbehandlung. Dieses Prinzip gilt für alle Symptome der Krankheit, soweit sie Heilungs- oder Anpassungsvorgänge sind.

Daß die Wichtigkeit des vorstehenden Behandlungsprinzips durch die Praxis längst bestätigt und darum wissenschaftlich bewiesen ist, sei durch die Erfahrung gewissenhafter Aerzte und den Aufschwung der Naturheilanstalten erwiesen, am schlagendsten habe Prof. Schweringer durch seine Erfolge im Groß-Lichterfelder Krankenhaus die Wichtigkeit dieser Grundätze erbracht. Nun unterzog Dr. Kleinschrod die Wirkungs- weise der Medikamente einer scharfen Kritik, soweit man sie als Heil- mittel hinstellt, dabei betonend, daß man bei ihnen vielfach Wirkung mit Heilung verwechselt; er gibt zu, daß Medikamente dann berechtigt sind, wenn die physikalisch-diätetischen Maßnahmen bei schweren Fällen ver- sagen, also bei drohender Lebensgefahr oder zur Ueberwindung bei unhei- baren Krankheiten, hier können sie, wie auch die Chirurgie, oft wertvolle Dienste leisten. Aber als Heilmittel können sie nicht betrachtet werden, da nur das Leben nach seinen Gesetzen heilt, nicht aber ein lebloses Ding in sich die Kraft der Heilung haben kann. Wenn aber, sagt Dr. Kleinschrod, die Erfahrung in der Praxis die Wichtigkeit der Natur- heillehre bestätigt, so gibt sie uns auch brauchbare Fingerzeige zur praktischen Hygiene; denn, wenn wir ihre Lehre an die „Gesunderhaltung und Vorbeugung“ anwenden, so gelangen wir zu dem Resultat, daß vornehmlich unsere Lebensweise so einzurichten, daß wir die Schädlichkeiten fernhalten.

Darauf gründet auch die Naturheillehre ihre Hygiene, indem sie dem Einzelnen die Grundätze der Naturheillehre vor Augen führt und ihn leert, durch Vermeidung hygienischer Sünden seine Gesund- erhaltung sich selbst anzu- sein zu lassen. Weitere Gesichtspunkte liegen ferner in der sozialen Bedeutung der Naturheillehre, denn es ist durchaus nicht gleichgültig, ob eine Krankheit „naturgemäß“ ausgeht oder

ob sie „durch Medikamente unterdrückt“ wird. Letzteres geschieht stets auf Kosten der Naturheilkraft, diese wird dann geschwächt; diese Schwäche kann sich nach den Gesetzen der Biologie auf die Nachkommen vererben und artet in der Folge in eine Zunahme der chronischen konstitutionellen Krankheiten aus.

Somit scheint die Naturheillehre berufen, eine Ummäzung für die ganze Menschheit herbeizuführen, darum sollte aber auch die Wissenschaft sich verpflichtet fühlen, diese Lehre wenigstens auf ihre Wichtigkeit zu prüfen, ehe man sie verwirft oder ihre Anhänger als unwissenschaftlich bekämpft.

Ein unanständiger Kerl.

(Nachdruck verboten.)

Die Gesellschaft, fast ausschließlich Studenten in Grad und Zolinder, drängten sich durch die Gartenpforte auf die Straße. Sie konnten kaum abwarten, bis das hinter ihnen liegende vornehme Wohnhaus mit dem noch hell erleuchteten Kaminen außer Hörweite war, um ihrer großen Ent- rüstung Luft zu machen. „Unanständiger Kerl“, „dämlicher Patron“, „ordinäres Vieh“ — in den verschiedensten Stufen des Ausdrucks machten die entrüsteten jungen Männer je nach ihrer Gemütsveranlagung und geistigen Bildung sich Luft.

Es hatte sich aber folgendes zugetragen: Es war Gesellschaft bei dem Professor gewesen, einem sehr klugen Manne, dessen Vorlesungen über Philosophie nicht nur von Studenten der Staatswissenschaften, sondern auch von Studierenden anderer Fakul- täten besucht wurden. Auch sonst war der Professor bei den Studenten sehr beliebt. Alle Monat hatte er für besonders Eingeladene „Abend“ ge- geben. Seit war wieder „Abend“ gewesen. Auf den Einladungsarten war unten in der Ecke gedruckt zu lesen gewesen: „Anzug: Grad mit weißer Binde.“

Etwas zwanzig junge Menschen hatten sich im vorgeschriebenen Habit eingefunden und überboten sich gegenseitig in foreferrer Haltung und Angeweihe. Die Gattin des Professors, eine Künstlerin, amüsierte sich während des Soupers insgemein an den vergebliehen Anstrengungen dieser fünfzigsten Reizenden der Wissenschaft, eine vernünftige Unterhaltung zu führen. Ihr Nachbar zur Linken, ein Student der Staatswissenschaften, der zurzeit an einer Doktorarbeit über das Abfuhrwesen in den deutschen Großstädten schrieb, hatte versucht, die gnädige Frau für dieses Thema zu interessieren. Nicht mit dem gewünschten Erfolg. Ihr Mann hatte ihr immer gesagt, daß er nur die geistige Creme der Studentenschaft einlade, aber sie fand diese Creme doch sehr fade. Bisweilen war wohl einmal ein interessanter junger Kopf dagewesen, mit dem es sich geistreich plau- dern ließ, aber die meisten kamen doch aus lauter Angst, einmal einen Augenblick lang die vollkommene Korrektheit zu verlieren, überhaupt nicht in das normale Stadium des vernünftigen Menschen.

Nur einer der jungen Leute hatte der Frau Professor heute Abend Interesse eingeflohen vermocht. Es war ein junger Mediziner, ein Ameri- kaner, wie ihr Mann ihr erzählt hatte. Er sah weit weg von ihr am anderen Ende der Tafel neben ihrem Mann, mit dem er in ein tiefes Ge- spräch verfunken war.

Er war der einzige Eingeladene, der den Grad und die weiße Binde auf der Einladungskarte offenbar übersehen hatte; denn er trug einen einfachen dunklen Jackettanzug und schwarze Krawatte, und schien, obwohl er von den Mitgeladenen schon verschiedentlich peinlich gemustert wor- den war, sich des Unterschieds nicht bewußt zu sein. Obwohl er groß und breitkühlig war und 24 Jahre zählte, hatte er doch das Gesicht eines kaum zwanzigjährigen. Eine Sonne von Freundlichkeit strahlte aus den kleinen, blauen, etwas schiefgestellten Augen. Das frühe ernstige Ge- sicht verriet den in den Abenteuern der Liebe und des Weins durchaus Unerfahrenen, und über seiner nicht großen, aber wohlgebauten Stirn kräuben sich die rotblonden Haare nach allen Richtungen, obwohl der Ver- such, sie durch Wasser und Bürste zu einem geordneten Benehmen zu zwingen, nicht zu verkennen war. Da er sich trotz seiner Ungezogenheit sehr be- scheiden benahm, fand die Frau Professor, er müsse ein „reiner Tor“, so eine Art Parzival sein. Und für Parzivalnaturen interessieren sich besonders Künstlerlich veranlagte Frauen stets. Seine Nachbarn und Mitstudenten fanden, er sei ein kühner Kerl. Das sagten sie mit einer gewissen herablassenden Nachsicht.

Das Souper war beendet, und man ging in den Salon. Die Frau Professor, die sonst an den „Abenden“ sich in diesem Moment stets ver- abschiedete, blieb diesmal noch bei der Gesellschaft, angeblich, um den Herren etwas auf dem Klavier vorzuspielen. In Wirklichkeit wollte sie nur den jungen Amerikaner näher kennen lernen. Als sie einige Cho- rinische Mazurken gespielt und die unbeholfenen und leeren Komplimente der Gäste dafür an sich hatte abgleiten lassen, ging sie nach der Richtung, wo sich um ihren Mann und den jungen Amerikaner eine Gruppe gebildet hatte. Auch hier wurden die Komplimente ob des reizenden Spiels der gnädigen Frau wiederholt. Nur der Amerikaner sagte nichts.

„Nun, Herr Schöpflein, Ihnen hat wohl die Musik nicht gefallen?“ — wandte die Frau sich direkt an den jungen Mann. Der Angeredete wurde zuerst etwas verlegen, sah dann mit geradem Blick die Frau an treuerzig an und sagte in ziemlich gutem Deutsch mit leicht süddeutschem Akzent: „Mein, Frau Professor, ich liebe diese Musik nicht. Na, ich verstehe über- haupt nicht viel von Musik. Aber wenn ich z. B. am Sonntag einen Spa- ziergang mache und ich höre abends in den Dörfern die Mädchen vor den Häusern singen, das höre ich gerne.“

Die Frau Professor lächelte nachsichtig. Er war wirklich ein Parzival, ein reiner Tor, wie sie vermutet hatte. Die Umgebung aber schüttelte die Köpfe über diese Taktlosigkeit. Die Vernünftigeren lachten. „Sie sind Deutschamerikaner, wenn ich fragen darf?“ inquirierte die Frau Professor.

„Jawohl, Frau Professor,“ antwortete der Gefragte freundlich, aber ohne Wert auf die Sache zu legen. „Meine Großeltern waren Schwarz- wälder Bauern.“

„Aho Bauernblut!“ — sagte die Gastgeberin und sah wunderbar den gefunden, starken jungen Mann an. „Das ist was wert in unserer nervösen Zeit,“ setzte sie lächelnd hinzu.

Das Gespräch kam auf die Neurosität. Die anwesenden Staats- wissenschaftler, die nicht über Medizin sprechen konnten, suchten Weisheiten aus ihrer Fakultät an den Mann zu bringen. Schließlich brachte der Professor, der sehr gerne die Gespräche der jungen Leute nach seinen Ab- sichten leitete, die Sprache auf die Zusammenhänge zwischen politischer Dekonomie und Medizin, zwischen Lebenshaltung und Gesundheit.

Ein bieder Student mit einem tiefen Penonmierschmerz über der Bude bestritt überhaupt einen derartigen Zusammenhang zwischen Medi- zin und Staatswissenschaften.

„Oh,“ antwortete der junge Mediziner freundlich aber bestimmt, „Sie sollten das nicht taugen. Es gibt nicht nur solche Zusammenhänge, sondern auf diesen zwei Gebieten hängt fast alles zusammen.“

Der Dick sah den jungen Amerikaner etwas verdächtig an und stieß in bissigen, harten Tönen die Antwort heraus: „Wissen Sie was, ver- ehrter Herr; da sind Sie auf dem besten Wege, Sozialist zu werden!“ Das Gespräch wurde interessant. Der Professor lehnte sich ins Sofa zurück, um die Debatte still zu verfolgen, die Frau Professor setzte sich in einen Sessel, und die Gruppe wurde immer größer.

„Ich will Ihnen etwas erzählen“ — sagte der Mediziner nach einer kurzen Pause, während welcher er mit zusammengepreßtem Munde und einem viel ernsteren Gesicht, als gewöhnlich, sich offenbar etwas überlegt hatte. „Ein Erlebnis will ich Ihnen erzählen“ — wiederholte er. Und einbringlich, aber ohne jedes Pathos, in kurzen einfachen Sätzen, oft hoffig und dann wieder, wie um die Erregung zu bemeistern, mit leiser Stimme, erzählte er: „Ich bin nämlich die letzte Tage in der Frauenklinik be- schäftigt gewesen. Vier Tage und vier Nächte. Habe dort gefaseln und gesehelt. Sie wissen, bei Entbindungen, da muß man immer am Platz sein.“

Einer der Zuhörer hustete nervös und sah auf die Frau Professor, was die wohl für ein Gesicht machen würde. Sie horchte aber ruhig zu. Ein anderer Zuhörer sagte still zu seinem Nachbar: „Verrücktes Subst!“

Derjenige, der für ein verrücktes Subst erklärt worden war, fuhr fort: „Zwei Frauen hatte ich. Sie lagen gerade nebeneinander, Nr. 14 und Nr. 15. Die eine, eine Arbeiterfrau, hatte schon dreimal geboren. Aber sie hatte ein zu schmales Becken. Das kommt nämlich von Rachitis, die sie als Kind bekam, weil ihre Mutter sie nicht selbst gestillt hat und sie als Kind mangelhaft ernährt war. Zwei Kinder hat sie tot geboren. Das dritte mußte perforiert, d. h. im Mutterleib getötet werden, damit die Entbindung stattfinden konnte. Auch diesesmal mußte die Perforation gemacht werden. Oh, ich sage Ihnen, es ist schrecklich.“

Er hielt einen Augenblick inne in der Erinnerung an die fürchtbare Szene und ohne eine Abnung von der reizenden Unbehaglichkeit zu haben, die sich seiner Zuhörer bemächtigte. Dann fuhr er weiter:

„Well, Aho Nr. 14 kann nicht gebären, weil sie ein Kind armer Leute ist. Nr. 15 war ein Mädchen, ein Bauernmädchen, das in die Stadt gekommen und in einer Fabrik beschäftigt war. Sie war gesund und bekam Zwillinge. Oh, sehr gut ging es mit ihr. Milch im Ueberfluß. Aber sie kann ihre Kinder nicht selbst nähren. Warum? Sie darf damit nicht anfangen, weil sie, wenn sie wieder arbeiten kann, in die Fabrik gehen muß. Eine Mutter kann aber nicht so mitten drin aufhören, zu stillen. Das hätte böse Folgen. Aber wenn sie es nicht anfängt, dann vertrocknen die Milchkanäle ohne Schaden. Aho: sie kann, obwohl sie körperlich sehr gut daran ist, ihre Kinder nicht selbst stillen, weil sie in die Fabrik gehen muß. Bei Nr. 14 handelt es sich um den vollendeten Folge- zustand der ökonomischen Lage der Frau; bei Nr. 15 um die Folgen der ökonomischen Lage, die die Kinder zu spüren bekommen werden. Sie werden zugeben, daß der Zusammenhang zwischen Volkswirtschaft und Medizin hier auf der Hand liegt. Und, ich sage Ihnen, Milchverhältnisse ff, wie unser Professor sagte, hatte das Mädchen mit den Zwillingen. Und trotzdem!“

Er schloß ganz kurz.

Der Professor hatte mit seiner Frau verschiedentlich Blide gewechselt. Die Studenten waren empört. So etwas in Gegenwart einer gebildeten Dame! Man antwortete dem jungen Manne nicht, denn jedes Verständnis für seine seltsame Forderung fehlte. Nur der Professor sagte gewisser- maßen aus Höflichkeit: „Gewiß, Herr Schöpflein, aber Sie dürfen solche Fälle nicht verallgemeinern.“

Die Stimmung in der Gesellschaft sank. Man brach früher auf als sonst. Keiner der Studenten verabschiedete sich von dem unanständigen Kerl, der allein nach Hause ging und auf dem Heimweg sich langsam der Ursachen für seine Rastfälligkeit bewußt wurde. Die Studenten gingen, nachdem sie sich über diesen ungläublichen Menschen genügend geäußert, ins Café und von dort in den Stadtteil, wo man sich nach dem öden Abend, der durch diesen unanständigen Patron ganz verdorben worden war, wenigstens noch fidel mit Weibern amüsieren konnte.

Die Frau Professor aber sagte zu ihrem Gemahl, bevor sie zu Bett ging: „Weißt du, er ist ja ein guter und wirklich gefeilter, junger Mensch. Aber die Situation war doch zu peinlich. Bitte, laß ihn nicht mehr ein.“

Und der Professor der Nationalökonomie, der im Stillen eine kleine Bewunderung für den jungen Mediziner nicht unterdrücken konnte, ver- sprach das seiner Frau.

A. Fendrich.